

Reformierte Kirchenzeitung

Organ des Reformierten Bundes für Deutschland

★ Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Psalm 119, Vers 105 ★

Nummer 9.

Elberfeld-Barmen, den 3. März 1929.

79. Jahrgang.

Inhalt: Ein Beweis. — Karl Barth in amerikanisch-englischer Beleuchtung. — Kirchliche Muttertreue. — Kirchliche Nachrichten. — Eingegangene Schriften. — Vom Büchertisch. — Freie Pfarrstellen.

Ein Beweis.

Römer 3, 5 f.

In der Mathematik kann nie eine Behauptung den Beweis ersehen. Was behauptet wird, schwebt so lange in der Luft, gilt so lange als unwirklich, bis es in einem zuweilen umständlichen Verfahren bewiesen worden ist. An einem lückenlosen Beweis prallt aller Widerspruch ab.

Im Verkehr der Menschen untereinander führt manche unbewiesene Behauptung ein zähes Leben. Man tut sehr oft gut, den Beweis abzuwarten, aber man wartet ihn nicht ab, er ist überflüssig; die Behauptung erscheint so einleuchtend, wird so oft wiederholt, daß man auf jede Begründung verzichten kann. Aber wie oft muß man es erleben, daß eine Behauptung eben nur eine Behauptung war und weiter nichts!

In der Heiligen Schrift wird manche Behauptung durch Behauptungen bewiesen. Was in der Mathematik unmöglich und im praktischen Leben verkehrt ist, hat in göttlichen Dingen sein Recht. Göttliche Dinge können überhaupt nicht in menschlicher Weise bewiesen werden. Darum steigt auch die Bibel nicht in die Niederungen unsres Denkens und Schließens herab. Es wäre auch zwecklos, denn so kommt wahrer Glaube nicht zustande. Er ist kein Überzeugtwerden des Verstandes. Er entsteht nicht dadurch, daß unser Denken keinen andern Ausweg mehr sieht und sich nun in den Glauben flüchtet. Vor logischen Beweisen muß das Denken kapitulieren, aber mehr wird durch sie auch nicht erreicht.

Der Apostel Paulus muß hier beweisen, daß Gott nicht ungerecht ist, wenn er über meine Ungerechtigkeit zürnt, die doch seine Ehre vermehrt. Gott muß mir dankbar sein, denn ich nütze ihm dadurch, daß ich ihm Gelegenheit gebe, seine Herrlichkeit zu offenbaren. Er bedarf dazu meiner Sünde. Nun kann er doch nach menschlicher Logik nicht über sie zürnen. Will er mich nicht loben — man kann verstehen, daß ihm das unmöglich ist —, so muß er meine ihm dienliche Sünde doch wenigstens übersehen. Aber mir ihretwegen zürnen, mich bestrafen? das widerspricht allen menschlichen Grundsätzen von Recht und Billigkeit.

Nun zürnt aber Gott über meine Sünde und wird nicht ungerecht. Wie geht das zu? Jetzt hätte der Apostel tiefsinnige theologische Erörterungen anstellen können. Man kann mit ihrer Hilfe das Gerade krümmen und das Krümme gerade machen. Aber Paulus läßt sich auf nichts derartiges ein. Gott und sein Wille ist ihm viel zu groß und rein und erhaben, als daß er es durch gut gemeinte, noch so ernste und richtige, tief grabende Überlegungen rechtfertigen müßte.

Er sagt denen, die an Gottes Verhalten etwas auszuweisen

haben, kurz und bündig: „daß sei ferne!“ Das ist einfach unmöglich. Es ergibt sich dem Apostel aus seinem Gottesbegriff, aus seinem Glauben, daß Gott nichts Unrechtes tun kann. Die Abwehr jener falschen Meinung ist für ihn ein Postulat des Glaubens. Aber wäre sie nur das, so stünde er noch auf einem brüchigen Boden. Wie manche Aussage hat man aus dem Glauben zu machen gemeint, hat man für eine Forderung des Glaubens gehalten, und sie war doch nur eine Konsequenz unsres frommen Denkens! Wie oft haben sich die Menschen über ihren Glauben getäuscht! Wie oft haben sie ihm fremde Bestandteile beigemischt!

Darum stellt sich Paulus auf den Boden einer Tatsache. „Wie könnte sonst Gott die Welt richten?“ Er richtet sie, das steht fest. Will man Gott kritisieren, hält man ihn einer Ungerechtigkeit für fähig, dann sehe man sich mit dem Weltenrichter auseinander. Weil Gott die Welt richtet, ist er einfach nicht ungerecht. Das ist kein unserm Denken genügender Beweis, es ist eine Behauptung, nur eine solche, aber es ist die Behauptung eines Mannes, der von Gott und seiner Offenbarung im Innersten ergriffen ist, es ist ein Zeugnis.

Hier haben alle Ansprüche an menschliche Logik zu schweigen. Gott führt auf seine Art den Beweis für die Richtigkeit seines Sins. Hier ziemt sich nur Schweigen und Gehorsam. Versagen wir ihn, dann zerfallen wir an dem gerechten Sin Gottes, das uns ungerecht vorkommt.

St.



Karl Barth

in amerikanisch-englischer Beleuchtung.

Von Pastor D. Kolffhaus in Wltho.

Während die Kirche und ihre theologischen Führer in der Schweiz und in Holland sehr früh auf die mit dem Namen Karl Barths verbundene Erneuerung der evangelischen Theologie aufmerksam wurden, fängt man im englischen Sprachgebiet erst neuerdings an, sich ernsthaft mit seinen „Randbemerkungen“ zum üblichen religiösen Betrieb zu beschäftigen und den von ihm aufgeworfenen Fragen nachzugehen. Das lag teils an den Schwierigkeiten der sprachlichen Verständigung, teils daran, daß der in der englisch-amerikanischen Theologie maßgebende Methodismus einerseits und Unitarismus andererseits den Anliegen der Reformation zu fern gerückt waren. Das Nachdenken über Kirchenvereinigungen und Weltkonferenzen nahm zuviel Zeit in Anspruch; Bibelkritik und Furcht vor klarer Lehre, an deren Stelle man religiöse Lyrik gesetzt hatte, hinderten die Theologen, den durch die „dialektische“ Theologie der Kirche vorgelegten Fragen standzuhalten. Aber allmählich wird das anders. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika werden Barth und Brunner eifrig studiert, und auch in England kann man sich nicht länger der Erkenntnis verschließen, daß das in Deutschland begonnene

Werbt für die Reformierte Kirchenzeitung!

theologische Gespräch sich auf die Grundlagen des Lebens bezieht.

Es ist überaus interessant zu beobachten, in welcher Weise man drüben auf Barth reagiert. Im Unterschied von der deutschen lutherisch-melanchthonisch bestimmten Orthodoxie, die in ihm den Reformierten wittert und nicht begreift, daß Gott im Himmel wohnt und der Mensch auf Erden, zeigen die angelsächsischen Calvinisten von vornherein ein offenes Verständnis für sein Anliegen. Sie teilen seine Sehnsucht und horchen auf, wenn Barth von der Souveränität Gottes und seiner Selbstoffenbarung redet. Sie haben ihre Einwände und können sich der Eierchen nicht sofort entledigen, die sie aus ihrer besonderen theologischen Tradition her noch an sich tragen. Auch läuft manches Mißverständnis mit unter. Aber Barth ist ihnen nicht wesensfremd, sie empfinden ihn als Genossen, nicht als Gegner.

Einer der Führer der amerikanischen Orthodoxie, Professor Dr. C. W. Hodges in Princeton, veröffentlicht im ersten Heft der neuen Zeitschrift „The Evangelical Quarterly“ einen fein durchdachten Aufsatz über „Reformierter Glaube“ und benützt hier die Gelegenheit, sich mit Barth auseinanderzusetzen. Er freut sich des Nachdrucks, mit dem sein deutscher Mitarbeiter auf gesunde Lehre dringt. Als Schüler Calvins weiß er, daß keine Kirche kämpfen kann ohne deutliche Erkenntnis der Sache, für die sie da ist. Mit Wohlgefallen zitiert er Barths Emdener Vortrag von 1923 über „Reformierte Lehre“ mit seiner Warnung vor Verschwommenheit und Gleichgültigkeit gegen die Ausprägung der Lehre. Er ist mit Barth einig in der Überzeugung, daß nicht diese oder jene Einzellehre für die reformierte Kirche charakteristisch ist, sondern die Entschiedenheit, mit der sie das Schriftprinzip handhabt und ihr Leben und Lehren ausschließlich auf Gottes Offenbarung gründet. Beide Männer lehnen mit gleicher Bestimmtheit den Versuch Schleiermachers und der ihm folgenden Theologie ab, den frommen Menschen in den Mittelpunkt der Religion zu stellen und seinen Fähigkeiten irgendeinen Ruhm übrig zu lassen. Für beide bedeutet „Offenbarung“ wirklich Offenbarung, d. h., Gott kommt zum Sünder, nicht umgekehrt. Wer so glaubt und denkt wie Dr. Hodges und seine kalvinistischen Genossen, sieht in Barth einen Hausgenossen und kann ihm nur mit Sympathie entgegentreten.

Er braucht dabei seine Bedenken nicht zu verschweigen. Einzelnes rührt her von Mißverständnissen oder Vorurteil, so wenn Hodges glaubt, „die Theologie der Krisis“ mit ihrer Gegenüberstellung von Gott und Mensch hänge mehr zusammen mit einer dualistischen Philosophie als mit der Tatsache der Sünde. Man kann dieses Bedenken ja auch in Deutschland zuweilen hören, besonders von solchen, die sich das Verhältnis Barths zu seinen von ihm hochgeschätzten philosophischen Lehrern noch nicht recht klargemacht haben. Dualismus! heißt es. Aber bei kaum einem andern Theologen der Gegenwart wird so wie bei Barth alles auf „ein ewig Ganzes“ bezogen. Der Einfluß der Philosophie auf ihn ist wesentlich negativ, sie hat ihm geholfen, Worte von Sachen zu unterscheiden. Die Philosophie lieferte ihm den wichtigen Nachweis, daß der historisch-physikalischen Erscheinung der Religion kein Transzendenzanspruch zukommt, und daß das religiöse Bewußtsein auf die Objektisierungen des Gefühls als solchen angewiesen ist, da es ein wirkliches, faßbares Objekt jenseits der Grenzen des theoretischen, ethischen und ästhetischen Gestaltens doch nicht erreicht. Eine für die Begründung des christlichen Glaubens überaus bedeutsame Erkenntnis, die Barth der Philosophie verdankt, aber der Inhalt seines Zeugnisses wurzelt nicht in der Philosophie.

Wichtiger und für das Denken eines angelsächsischen Reformierten charakteristischer als jenes begreifliche Mißverständnis ist Hodges' Einwand gegen Barth, daß bei ihm der erste Glaubensartikel, Gott als Schöpfer, nicht den hervorragenden Platz einnehme; wie z. B. bei Calvin. Er greift damit in der Tat eine Frage an, die z. B. auch in der Schweiz den Reformierten noch nicht genügend geklärt zu sein scheint. Calvin lehrte nicht nur die totale Verderbtheit des gefallen Menschen, sondern betonte auch stark die Tatsache, daß sich Gott in den Werken der Schöpfung offenbart und daß neben

der erwählenden, rettenden Gnade auch die allgemeine Gnade steht. Gogarten hat ganz recht, wenn er in einer Besprechung von Barths Dogmatik sagt: „Es fällt auf, daß es keinen besonderen Abschnitt unter dem Titel „Die Schöpfung“ gibt.“

Am schwersten findet sich Hodges in Barths Behauptung, daß christlicher Glaube völlig unabhängig sei von den Ergebnissen der biblisch-historischen Kritik, da unser Glaube unmöglich am Leben bleiben würde, wenn die Verfasser der biblischen Bücher als Fälscher anzusehen wären oder etwa das Neue Testament als Produkt einer Kultreligion der hellenistischen Epoche gelten müßte. Auch hier hat Hodges wieder eine Stelle im Barthschen Denken gesehen, über die auch durch seine „Lehre vom Worte Gottes“ noch nicht das Nötige und Letzte gesagt ist. Wenn auch der zuweilen geäußerte Verdacht unberechtigt ist, daß bei Barth Glaube und Geschichte beziehungslos gegeneinander daständen, so bedarf doch kein Gesichtsbegriff einer näheren Erläuterung, um ihn gegen den Vorwurf, z. B. Gogartens, zu schützen: er denke von einem Ort aus, der außerhalb der Geschichte liegt.

Dennoch, so gewichtig die Fragezeichen Hodges' sind, so ist doch eine weitgehende Übereinstimmung vorhanden in den Grundüberzeugungen und im Ziel ihres Arbeitens. Von der Reformation, speziell von Calvin ausgehend, können sie einander wohl korrigieren, brauchen aber nicht aneinander vorbeizureden, wie es die deutsche und englische Theologie tun muß, soweit sie mit dem Wort Gottes als Prinzip der Theologie gebrochen hat. —

Die Kirchenzeitung des englischen Kongregationalismus „The Christian World“ vom 17. Januar 1929 bringt aus der Feder von Dr. Bertram Lee Woolf eine Betrachtung über Karl Barth, die deutlich zeigt, daß der englische religiöse Liberalismus für die Anregungen der dialektischen Theologie vielleicht noch verschlossener ist als sein deutscher Bruder. Man erwehrt sich seiner zwar nicht mit dem stellenweise in Schimpfen übergehenden Angstschrei eines Bernhard Dörries „Um Scheideweg“, der sich durchaus nicht aufwecken lassen will aus seinem Grofvaterstuhl, in dem er mit seiner petresakt gewordenen Theologie und mit dem, was er seinen Gott und guten Freund nennt, gerade einer herrlichen deutschen Zukunft entgegenträumte. Solche aufgeregten Ergüsse liegen dem Engländer nicht. Seine Ablehnung geschieht mit aller Ruhe, aber aus demselben Bewußtsein des Fertigseins, des Habens und Besitzens, des Verfügungkönnens über Gott heraus, wie es Dörries erfüllt.

B. L. Woolf kann nicht leugnen, daß Barth in Deutschland und U. S. A. eine verblüffende Aufnahme gefunden hat. Er erklärt sich diese Tatsache aus dem „Aberrationalismus“ der bisherigen deutschen Theologie und der „bekannten Oberflächlichkeit“ des amerikanischen Denkens. „Wir brauchen uns nicht zu wundern, wenn wir in Deutschland geradezu ein Verlangen bemerken, von der deutschen Theologie der letzten Jahrzehnte bis auf die letzte Spur befreit zu werden.“ „Zum erstenmal in der neueren Geschichte erlebt das durch die Wehen der Revolution gegangene Deutschland eine strenge Selbstkritik, der alles unterworfen wird.“ Wie sollte die „ziemlich verweltete Christlichkeit“ eines Harnack und die extreme Eschatologie Schweizers den Angriffen Barths standhalten? Deutschland war eben am Ende seines Lateins.

Aber Woolf fühlt sich nicht beunruhigt. Er kennt so viele sichere Ergebnisse der Wissenschaft, daß er vor Barth keine Sorge hat. Wie man ein seltsames erotisches Wesen anschaut, so staunt z. B. dieser englische Theologe über die von den Reformatoren und Barth festgestellte Tatsache, daß für Jesus und die Apostel das Alte Testament im vollsten Sinn Gottes Wort war. Harmlos beteuert er: „Nie wieder können wir das Alte Testament für ebenso inspiriert halten wie das Neue Testament oder die Worte des „Prediger Salomo“ Jesus in den Mund legen als Teile seines süßen und zugleich starken Evangeliums. Barth kann das, weil er die Wissenschaft ignoriert und die Geschichte mißdeutet.“ „Nie wieder können wir uns weigern, unsere heutige Erfahrung maßgebend sein zu lassen für unser Verständnis der Bibel und ihrer Lehre.“ In Deutschland und Amerika mag man so etwas sagen, „in England ist jedenfalls für diesen finsternen

Theologen aus Westfalen nicht viel zu hoffen“. „Was er hat, haben wir längst, dafür bürgt schon unsere nationale Gewohnheit der Selbstanklage,“ wird uns mit der anmutigen Geste des bescheidenen fertigen Mannes versichert. Einiges mag man sich vielleicht von Barth aneignen, sich auch mit mehr Eifer an das Studium Calvins und der Reformatoren machen, aber schließlich „der Genius für das Praktische ist der weltbekannte Charakterzug unserer Nation“, und „Religion ist nichts anderes als der praktische Ausdruck des menschlichen Geistes“. „Calvin war ein starker Kämpfer und hat Barth besiegt. Was uns betrifft, so freuen wir uns, daß wir Bunyan haben als Ausleger der Genfer Theologie.“ Wer so schreiben kann, hat von Barth gar nichts verstanden. Von Dörries sagte ein Kritiker, er habe so ziemlich alles mißverstanden, was ein Theologe überhaupt nur mißverstehen kann. Geister wie Woolf haben noch gar nicht angefangen, Barth mißzuverstehen, sie haben ihn noch gar nicht reden gehört. Das Bezeichnende an ihnen ist nur die Entschlossenheit, mit der sie sich in ihren Besitz ein-kapseln.

Ob es im englischen Sprachgebiet schon die von Barth gefürchteten „Barthianer“ gibt, weiß ich nicht. Jedenfalls hat er dort manchen, der ihm dankbar ist und seinem Wort ernstlich nachdenkt. Dr. Hodge gehört schon zur älteren Generation, für die es nicht selbstverständlich ist, daß eine neue Weise, das alte Evangelium zu lehren, ihre Zustimmung gewinnt. Aber wo die Heilige Schrift noch mit dem Ernst eines Calvin gelesen wird, ist kein Graben, der von Barth trennt, höchstens stehengebliebene Bäume, die den Verkehr nicht weiter stören. Die Aufnahme, die Karl Barth in weiten Kreisen der englisch-amerikanischen Theologie zuteil wird, zeigt uns, daß Schüler Calvins sich gegenseitig verstehen, auch wenn die Schwierigkeiten verschiedener Sprachen und verschiedener kirchlicher und theologischer Traditionen zwischen ihnen liegen.



Kirchliche Muttertreue.

Von Pastor Defebind, Elberfeld.

Der Anschluß der deutschen Evangelischen Kirche von Rio Grande do Sul in Südbrazilien an den deutschen Evangelischen Kirchenbund, der am 1. Januar 1929 in Geltung trat, ist von großer Bedeutung. Die größte deutsch-evangelische Kirchengemeinschaft in Übersee, eine Synode von 321 Gemeinden (87 Pfarrer) mit 145 000 Seelen, bekundet damit, daß sie treu zur großen deutschen Evangelischen Gesamtkirche halten und in Brazilien mit allen Kräften für die Erhaltung deutsch-evangelischen Lebens eintreten werde. Und die Heimatkirche antwortet durch den Bund, den sie sich in der schweren Zeit nach dem Kriege als Organ des gesamten deutschen Protestantismus geschaffen hat, daß sie den fernern Brüdern und Schwestern in Muttertreue auch ferner zur Seite stehen werde, sie auf ihrem Vorposten stärken, schützen und schirmen wolle.

Jene Kirche in Südbrazilien, in der heute, wie kaum in einem anderen Lande jenseits des Meeres, deutsche Sprache, Sitte und Art treu gewahrt ist, steht damit wieder an einem entscheidenden Wendepunkt ihrer Geschichte. Nicht immer ist es erfreulich, in deren Blättern zu lesen. Drei Abschnitte kann man in der bisherigen Entwicklung der jungen deutschen Evangelischen Kirche von Rio Grande do Sul unterscheiden.

Seitdem im Jahre 1824 die Einwanderung Deutscher nach Brazilien begann, entstanden dort im Urwald in den neuen Kolonien auch bald kirchliche Gemeinschaften, denn die Kolonisten wollten in der neuen Heimat neben ihren Zelten und Bretterhütten ihren Gottesdienst nicht entbehren. Zumal in den furchtbar harten und schweren Anfangszeiten sehnten sie sich nach Trost und Kraft von oben. Pastoren und Lehrer hatten sie nicht; sie konnten sie in ihrer Armut auch nicht aus Deutschland kommen lassen. Die Heimatkirche aber dachte nicht an sie. Die deutschen Landeskirchen glaubten nur Aufgaben und Pflichten innerhalb der Landesgrenzen zu haben. Ganz allgemein galt damals selbst den besten Deutschen der Ausgewanderte als ein verlorener Sohn, um den sich niemand kümmerte.

Da suchten sich die deutschen Kolonisten im Urwald Südbraziliens selbst zu helfen. Hausväter wurden Hauspriester, sie lasen aus

der Bibel vor, auch den Nachbarn, sie taufte die Kinder und teilten das Abendmahl aus. Aber die Alten, die noch lesen konnten und Christus liebten, sanken ins Grab. Die neue Generation, die keine Schule mehr besucht hatte, wuchs auf, gottlos und roh. Damit man aber doch Kirche und Schule habe, wurden allerhand Leute angestellt als „Pfarrer“ und „Lehrer“; nur billig mußten sie sein! Man nahm entlaufene Matrosen, stellenlose Kaufleute, Gastwirte, Handwerker. Es ging rasend bergab mit Christentum, Sittlichkeit, Kultur.

Da wurde 1864 Deutschland aufgerüttelt durch die Berichte des preussischen Gesandten von Eichmann, der aus Brazilien nach Berlin zurückkehrte und von der himelstreichenden kirchlichen Not der etwa 50 000 deutschen evangelischen Kolonisten im Urwald von Rio Grande do Sul erzählte. Der Evangelische Oberkirchenrat sandte den Pastor Dr. Borchardt; hinter den stellte sich der weisshauende, tatkräftige Missionsinspektor Dr. Fabri in Barmen, der die „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Südamerika“ gründete; und die hat dann Jahr für Jahr Missionare und Pfarrer nach Brazilien, später auch nach Chile gesandt, die in schwerer Arbeit, unter unfählichen Entbehrungen und Gefahren, die lange Verlassenen sammelten, Gemeinden ordneten, durch Predigt des Evangeliums neues Leben aus den Ruinen weckten und in all ihrer kirchlichen und Schularbeit auch deutsche Sprache, Sitte und Art pflegten, denn Evangelium und Deutschtum sind überall für unsere Stammesbrüder im Ausland aufs engste miteinander verbunden.

In dieser zweiten Epoche des Sammelns und Aufbaus entstand unter der Fürsorge der „Evangelischen Gesellschaft“ die Riograndenser Synode, die um 1900 40 Pfarrbezirke mit etwa 200 Gemeinden zählte. Die junge Kirche, die da entstand, trug noch viele Anzeichen ihrer jammervollen Vergangenheit an sich. Innerlich ungefestigt, finanziell schwach, dabei an dem alten deutschen Erbübel der Eigenbrötelei und des Independentismus leidend, bedurfte sie einer starken Hand, an der sie auf eigenen Füßen zu stehen und ihren Weg zu gehen lernen konnte. Die „Evangelische Gesellschaft“, die leider stets nur einen kleinen Freundeskreis für ihre so wichtige Aufgabe gefunden hat, erkannte selbst, daß sie allein der sich jährlich steigenden Aufgabe in Brazilien nicht mehr gewachsen war. Sie wandte sich mit der Bitte um Hilfe an den Gustav Adolf-Verein und den Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin und fand in ihnen gerade zur rechten Zeit starke und treue Helfer. Denn 1900 trat in Rio Grande do Sul die nordamerikanische lutherische Missionskirche auf, von Anfang an in scharfer Feindschaft zur deutschen evangelischen Kirche. Unduldsamer als selbst die katholische Kirche, dabei mit reichen Dollarmitteln aus Nordamerika ausgestattet, um unter den evangelischen Deutschen in Brazilien „Mission“ zu treiben, drängte sie sich rücksichtslos in unsere Gemeinden ein, vor allem durch das Lohnmittel: „Kommt zu uns, wir tun es billiger.“ Das brachte Missouri zunächst auch manche Erfolge. Die völlig ungefestigten Gemeinden wurden tief erschüttert, zum Teil auseinandergerissen. Aber die Not war auch hier eine gute Lehrmeisterin und Helferin. Die Gemeinden gaben sich festen Rechtsgrund, schlossen sich enger aneinander und griffen, wenn auch zunächst mit einiger Besorgnis nach der starken Hand, die ihnen die Heimatkirche entgegenstreckte. Man hatte sie ja gewarnt: Hütet euch vor der preussischen Kirchenbehörde! Wartet nur, Berlin wird euch preussische Regimentsmusik blasen und mit eurer Freiheit ist es aus. Sie haben in ihrer Not aber dann endlich doch alle nach der starken Hand der Heimatkirche gegriffen und haben es nicht zu bereuen gehabt.

Der Oberkirchenrat hat sich nie in die inneren Angelegenheiten der Gemeinden eingemischt. Er forderte für den Anschluß nur, daß die Gemeinde durch Statuten sich einen festen Rechtsboden verschafft hatte, daß ein geeigneter Raum für die Gottesdienste und eine Pfarrwohnung vorhanden war, daß die Gemeinde nach ihren Kräften ein auskömmliches Gehalt des Pfarrers aufbringe und nur Pfarrer berufe, die den Anforderungen entsprächen, die der Oberkirchenrat stellen müsse. Die Pfarrer wurden dann an die Kassee der preussischen Landeskirche angeschlossen und damit mit ihren Familien für Lebensfall und Ruhestand sichergestellt. Den Pfarrern in jungen, armen Gemeinden wurde gemeinsam von der „Evangelischen Gesellschaft“, dem Gustav Adolf-Verein und dem Oberkirchenrat ein Mindesteinkommen zugesichert. Die Aussendung der nötigen Geistlichen nahm allmählich der Oberkirchenrat allein in die Hand, der auch das Reisegeld und die Ausrüstungskosten gewährte.

Endlich wurde es durch die Fürsorge des Oberkirchenrats auch möglich, daß den Pfarrern, die jahrelang treu auf ihren entlegenen Vorposten gearbeitet hatten, einmal ein zumeist halbjähriger Heimaturlaub bewilligt werden konnte. Um die Verbindung mit den angeschlossenen Gemeinden in Südamerika zu pflegen, hat der Oberkirchenrat „Ständige Vertreter“ entsandt, die ihren Wohn-